

Nr. 64. Bromberg, den 18. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Stube war zweifensterig, kahl, dumpf und schmutzig. Der Boden starrte von Unreinlichkeit, wie schwere Schuhe von der Straße sie hereintrugen, die ehemals weißgetünchten Wände trugen schwarzschmierige Stellen und solche, wo die nackte feuchte Mauer zutage trat. In einer Ecke stand ein Bett, in elenden Kissen lag dort das Weib, eine zerrissene Wolldecke wärmte sie. Wie weiland Moses im Schilfkorb lag in einem Korbbett das Neugeborene, aber der Korb war zerrissen, halb faul, Lumpen hüllten das Kind ein; in Lumpen lag es. Die Clari-Marie kam herein, sagte ein „Tag", fragte das Weib, wie es ginge, und kramte in dem kleinen Korb, den sie mitgebracht hatte. Das Kind schrie; es mochte lange geschrien haben, denn es war heiser. Das Weib stöhnte, dann durchlief ein Schauer ihren verfallenen Leib.

„Der — der Mann — arbeitet nicht, er — er hat getrunken — das Kind feiert er, sagte er, und — die Nachbarin, die mich besorgt hat, ist wegen ihm fortgelaufen."

Die Clari-Marie sah sie an, gerade, streng. „Ihr habt versucht, aufzustehen", sagte sie.

Die andre nickte. „Ich — ich — muß", wollte sie stammeln.

„Narrheit", sagte die Clari-Marie; das klang hart. Aber derweilen trat sie zu dem Weibe und legte ihr die Hand auf die Stirn; jene war rauh, aber irgendwie wurde eines sonderbar ruhig unter ihrem Griff. Nun trat die Clari-Marie an den kleinen Eisenherd, der in einer Stubenecke seinen Platz hatte, sie fachte Feuer an und setzte Milch zu, die sie von einem der schmierigen Gesimse holte. Das Kleine wimmerte. „Schreit es schon lang, das Kind?" fragte sie.

„Ja", gab das Weib zurück, und ihr fahles Gesicht zuckte, als ob sie ein Flennen ankäme. „Es hat ja keine Nahrung bekommen. Der Mann flucht, weil — weil ich — weil er Milch kaufen muß."

Die Clari-Marie gab keine Antwort; sie nahm sauberes Gewandzeug, das sie dem Körbchen entnommen hatte, ging und wickelte das Kind; nachher gab sie ihm zu trinken und legte es wieder nieder. Dann besorgte sie die Frau. Aber noch während ihrer Arbeit polterten draußen Schritte auf der Holztreppe, dann torkelte einer gegen die Tür und stieß sie auf.

Der Mann stand auf der Schwelle, ein langer, baumstarker, im schmutzigen Gewand, in schweren Rohrstiefeln. Er gröhlte: „Bravo, Kleines!" Und nach dem Korbbett winkend, gluckste er.

Die Frau zuckte der Clari-Marie unter den Händen mit der hageren, zitternden Hand strich sie eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht.

Da stolperte jener über die Schwelle und auf das Kind zu; er langte in den Korb hinein. Aber plötzlich stand die Clari-Marie hinter ihm. Sie faßte ihn von hinten an beiden Armen und schob ihn der Tür zu. Mit dem dunklen Kopf reichte sie ihm nur wenig über die eckigen Schultern, aber er hatte nicht einmal Zeit, ihr Widerstand zu leisten. Hinter sich zog sie die Tür ins Schloß und stand ihm auf dem schmalen Treppenvorplatz gegenüber.

„Wenn Ihr die Frau und das Kind umbringen wollt, müßt Ihr so weiter trinken und hineingehen und lärmen", sagte sie. Sie sprach nicht laut, aber der Säufer duckte sich sichtlich vor ihr. Einen Augenblick starrte er sie an. Sie maß ihn. „Schämt Euch", sagte sie, und Entrüstung und Verachtung sprachen aus ihrer Haltung fast mehr als aus ihrer Rede. Der Mann murrte etwas, dann drehte er sich ab. Sie sah noch, wie er sich auf die Stufe der Treppe setzte, als sie ins Zimmer zurücktrat. Dort saß er noch, als sie eine Weile später nach Wasser ging, saß und flennte Säufertränen. In der Stube aber wurde alles sonderbar friedlich. Das Weib lag ganz still, die Augen an der Decke. Nur manchmal folgte ihr Blick der Clari-Marie. Das Kleine wimmerte noch immer; da nahm die Clari-Marie es auf. Sie sang leise und schritt mit ihm in der Stube auf und nieder. Es beruhigte sich, aber die Clari-Marie machte nicht Miene, es hinzulegen. Sie schritt auf und nieder und wiegte es, ihr Schritt war nicht leicht, die Wöchnerin spürte es in ihrem Bett, wie fest sie auftrat; verstohlen folgte sie ihr mit den Augen und wunderte sich, daß die Vielgeschäftige so lange blieb. Hin und her, her und hin ging sie; das Weib spähte scheu auf die breite, feste Gestalt, auf deren Armen das kleine Wurm wie ein Strohwisch war, nach ihrem dunklen dünnen Haar und dem fast eckigen Schädel, und dann scheuer nach dem gelblichen Gesicht mit den Säcken unter den Augen.

Die Clari-Marie vergaß sich selber. Wenn sie gegen die trüben Fenster schritt, ging ihr Blick ins Freie, Leere hinaus und die Gedanken gingen ihr mit. Es tat ihr wohl, das Kind auf dem Arme zu haben, nicht weil ihr die kleine Hilflosigkeit lieber war denn andre, nur weil — weil es ein junger Mensch war und — weil ihr, der Clari-Marie, sein wollte, als sei heute aus ihrem Leben ein junger Mensch gegangen, um nicht zurückzukommen.

Nach einer Weile, während der weder sie noch die Wöchnerin gesprochen hatten, stand sie mit einem Ruck vor dem Korbbett des Kindes still und legte es hinein; es war fast, als sei sie plötzlich erwacht. „Es schläft jetzt gut genug", sagte sie zu dem Weibe und trat zu ihr. „Ich schicke Euch Suppe! Jetzt schlaft Ihr auch!" befahl sie dann.

Die andre stammelte ein paar Dankworte und brachte den Blick noch immer nicht von ihr. Etwas in der Kürze der Clari-Marie richtete sie auf; was, wußte sie nicht; sie wußte nur, daß es wie frische Luft ins dumpfe Zimmer gekommen war, seit jene da war.

Die Clari-Marie suchte ihren Korb zusammen. „Wenn Euch etwas fehlt, schickt den Mann, und wenn er nicht recht tut, sagt es mir; ich fürchte mich nicht so geschwind!" sagte sie noch, fügte ein trockenes „Ade" hinzu und stand auf der Schwelle. Und als der breite Rücken in der Tür verschwand, fiel dem Weibe im Bett ein Vergleich ein, der

drollig war, wenn die Himmelsboten schlanke, elfenhafte, beflügelte Gestalten sein sollen: „Wie ein Engel ist sie eine", durchzuckte es die Wöchnerin, und sie hatte dieses Wort vorher von der Nachbarin gehört, die eine Schar Kinder besaß und die Clari-Marie kennen gelernt hatte.

Und daheim hatten sie die Clari-Marie geschmäht!

Auf der Treppe hockte noch der Taglöhner und schlief; die Clari-Marie mußte dicht an ihm vorbei, und als wecke ihn die Scheu vor ihr, fuhr er auf, als sie an ihm vorübertrat. Er staunte sie an und wurde fast nüchtern. Als sie zwei Stufen tiefer stand, raffte er sich auf. Dann wandte sie sich und sah, daß er bei Sinnen war.

„Jetzt", sagte sie ruhig, mit einem Ton von Güte in der Stimme, „seid vernünftig! Geht schaffen und macht der Frau Freude statt Kummer!"

Er gab keinen Bescheid; sie wartete auch nicht darauf. Er sah ihr mit weit aufgerissenen Augen nach und setzte den Filz auf, der ihm vom Kopfe geglitten war. Aber als sie aus der Haustür trat und unwillkürlich noch einmal zurückblickte, zog er unbeholfen und tief den Filz noch einmal vom Kopf, so wie einer linkisch und schwerfällig und scheu einen großen, einen ganz großen Herrn grüßt.

6.

Die Cille war wieder daheim und erzählte. Die Lampe brannte an der niederen Diele, ihr Schein spann Kreise wie Wasserringe auf dem Getäfel und auf die Wachstuchdecke des Tisches, mit schwerfällig aufgestützten Armen und vorgeneigten Körpern hockten die Zieglerischen um Tisch und hörten der Cille zu. Der Töni, der Gesell, hatte die Pfeife im Mund und saß hemdärmelig da, zuweilen brach in die Rede der Cille ein Schmatzen; der Töni sog an der Pfeife wie das Kind an der Milchflasche, aber er hörte eifrig zu und nickte zuweilen beifällig; er war vor vierzig Jahren in einer Stadt gewesen und meinte sich selber durch ihre Straßen gehen zu sehen, während die Cille erzählte. Diese saß zu häupten des Tisches, steif, aufrecht, so daß ihr Oberleib wie eine herbe, zum Tisch gehörende Schnitzverzierung an seinem Ende stand. Ihr hageres Gesicht schien bleicher als sonst; die Brauen waren nah zusammengerückt, so daß der Blick düster darunter hervorstach und wie feindselig ein Gesicht um das andre streifte, nur an der Clari-Marie ging er in einem demütigen Bogen vorüber.

„Jesses, ist das eine Reise gewesen", erzählte die Cille. „Ganz dumm bin ich geworden von dem Fahren auf der Eisenbahn. Und fast verirrt hätten wir uns in dem Bahnhof da, in dem von St. Felix."

„Wo wohnt er, der Apotheker?" fragte die Clari-Marie.

„Kirchgasse heißen sie's dort", gab die andre Bescheid. Dann schilderte sie in ihrer wortsparenden Art Reise und Empfang bei Kirchhofer, dem Apotheker, weiter.

Ein Mann stand in der Ladentür der Hirschenapotheke, als sie ankamen, der Jaun und die Cille. Das zweite Haus links unten an der Gasse war's. Und die Gasse war dunkel; vier- und mehrstöckig standen die Häuser aus ihr auf, und fast schien es, als neigten sie sich oben gegeneinander, damit ja viel Schatten unten auf dem Pflaster und in den Läden der Krämer sei. Im Laden der Hirschapotheke brannte Licht, schon am mittagjungen Tag Licht! In der Tür stand der Mann. Der war alt, klein, hatte ein rotes, gesundes Gesicht, aber langes schneeweißes Haar, einen ebensolchen Bart und gleichfarbene Brauen; er steckte in einem schwarzen Anzug, der so sauber und fein war wie das freundliche, ehrwürdige Gesicht, so daß der Alte eine seltsame Schmuckheit an sich hatte. „Einer wie aus einer Schachtel war er", sagte die Cille, beugte den Kopf nach vorn und wurde blutrot. Ganz so mit gebeugtem Kopf, alles Blut im Gesicht, war sie zu dem alten Herrn an der Apotheke getreten. Und der Alte war Kirchhofer, des Bergsteigers Vater. Leise lachend empfing er sie, streckte die Hand, die klein und verschrumpft war, erst der Cille hin und dann dem Jaun, tat dann die Tür des Ladens auf und hieß beide eintreten und tätschelte eines ums andre, wie sie hineingingen, auf den Rücken, wie um zu sagen: nur ruhig, nur ruhig. Er mochte gesehen haben, wie beide heimlich zitterten.

Hier warf die Clari-Marie wieder eine Frage dazwischen: „Wohnt er zu Haus bei dem andern, bei dem Jungen?" fragte sie.

„Er hat noch die Apotheke mit ihm", antwortete die Cille, „aber nicht mehr lang, sagt er", fügte sie bei. Dann fuhr sie von neuem fort: Daß es — jesses und jesses — wie schön sei bei den Kirchhofers! Daß sie Freude hätten an dem Jaun! Wie der es bekäme! Was er zu tun habe! Wie er ganz gern dort geblieben sei! Gut seien sie mit ihm, mit dem Buben! Der alte Herr besonders! Der habe in seiner Jugend eine Zeitlang in einem Alpdorfe gewohnt und hätte Freude, die Bergsprache wieder zu hören. Und — und — und —

Die Cille redete und erzählte. Die zwei Alten hatten längst die Arme schwer auf dem Tisch liegen und den Kopf noch schwerer darauf und schliefen; der Töni stand zwischenhinein auf, spuckte aus, suchte sich ein Streichholz, um seine Pfeife neu anzuzünden, vergaß das Wiederniedersitzen und ging endlich aus der Stube. So saß nur die Clari-Marie allein noch aufrecht und reglos da. Plötzlich gingen der Cille Gedanken und Worte aus. Sie stand auf; halb hatte sie das Gefühl, als verlasse sie just jetzt erst die Stadt, wo alles wirr und lärmig und eng war. Sie trat an eines der Fenster, tat es auf und sah die schweigsame Bergnacht an. Auch die Clari-Marie erhob sich, nahm wortlos und wie man ein Bündel aufrafft eines der schlafenden Überzettigen am Tisch nach dem andern auf und trug es hinaus. Indessen stand die andre immer noch am Fenster, die Hand am offenen Flügel. Die Nacht der Talwände war schwarz, dort tief, undurchdringlich, dort wie von oben leise erleuchtet, daß ein paar Bäume an einem Hange erkennbar waren, daß eine Felsbrust wie bepanzert schimmerte, da, dort lag es wie ein bläulicher Schein, drüben, wo die Kirche stand, leuchteten rote Fenster in die Finsternis. Über den Bergen standen die Sterne.

Die Cille stand gerade auf und schnaufte; es war ein befreiender Seufzer; Jesses, wie war es eng in der Stadt! Dann schlug ihr plötzlich das Herz schneller, heiß überlief es sie. In der engen, fremden Stadt saß jetzt der Jaun, allein, weit weg!

„Und doch meine ich, es ist nichts für den Bub!" Dann ging sie hinaus. „Ich gehe schlafen", sagte sie im stand, sagte es klar und geradeheraus und hart und ohne Umschweife, wie sie immer sprach.

„Warum?" fragte die Cille scheu. Dabei war es, als verlören die Muskeln ihrer Gestalt an Spannkraft, der Kopf bog sich wieder vornüber; die alte Last drückte ihr die Schultern.

„Er — das ist ja ganz anders in der Stadt —, wenn er wieder heimkommt, wird er sich hier nicht mehr zurechtfinden und vielleicht wir uns in ihm nicht!"

Eine Weile standen sie nebeneinander und blickten beide stumm aus dem Fenster.

„Denk nur", sagte die Clari-Marie, „wie es jetzt in der Stadt zugeht, das rasselt und lärmt und treibt jetzt noch im Gewühl durch die Straßen und — hier ist es ganz still."

Die Cille antwortete nicht.

„Und die Städter sind anders", fuhr die Clari-Marie fort, „und werden ihn anders machen, weiß Gott, was sie aus ihm machen werden." Sie trat jetzt in die Stube zurück und packte eine Arbeit zusammen, die noch auf dem Tisch lag. Dann ging sie hinaus. „Ich gehe schlafen", sagte sie im Davongehen.

Die Cille sah über die Kirche mit den roten Fenstern hinaus nach dem fernen Axen hinüber. Hinter dem Berg und noch vielen lag die Stadt. Dort war der Bub, der Jaun! In dem Augenblick fragte sie nicht, ob es gut für ihn war, dort zu sein oder nicht. Nur an die endlose Weite, die er weg war, mußte sie denken. Es zuckte um ihren Mund, kurz, wild, als ob sie hastig etwas hinunterkaute. Dann schloß sie mit rascher Hand das Fenster. In ihren Augen war eine Röte, als ob sie darin gerieben hätte oder als hätte sie — aber bah, die weinen doch nicht, die herben Weiber vom Isengrund. Als sie nachher in die Kammer trat, die sie mit der Clari-Marie teilte, lag diese im Bett; aber sie wachte noch und hob den dunklen Kopf aus den rotblumigen Kissen.

„Du", sagte sie, „morgen will ich zur Trine ins Rottal hinauf wegen der Kinder."

„Ja, geh", sagte die Cille. Fast wäre es ihr auf die Zunge gesprungen: „Hol den Jaun wieder heim!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Kuß.

Skizze von Bruno Wolfgang.

Im Frühling des Jahres Sechzehn fuhren wir durch Sibirien ostwärts. Eng war es in der harten, polternden Tjepluschka. Aber nach der Qual der überfüllten Säle des Kriegsgefangenenlagers gab uns diese wochenlange Fahrt nach einem unbekannten Ziele alle Wonnen der Freiheit, mehrte freilich auch die Sehnsucht. Die funkelnden Schienen liefen in die Unendlichkeit und verbanden uns wieder mit der Welt. Wir sahen Menschen, die vom Krieg nichts wußten, wir sahen Bäume, Vögel und Blumen, Mädchen und Frauen. Durch ein kleines, vergittertes Fenster spähten wir bei Tag in das grüne Meer der sibirischen Ebene und bei Nacht in die kühle Ruhe des gestirnten Himmels.

Unser jüngster Fähnrich, den wir Mucki nannten, lag immer beim Ausguck und trank die Welt förmlich in sich hinein. Er war noch sehr jung. Er hatte nicht Zeit gehabt, das Leben kennen zu lernen, sondern nur einmal es genossen, in einer einzigen, berauschenden, tollen Nacht. Dann kam eine kurze Spanne Eisen, Blut und Pulverdampf. Und dann der weite Weg in das eintönige Mönchsleben der Gefangenschaft.

Er litt sehr, wagte es aber nicht zu sagen. Doch sein scheues und versonnenes Wesen, sein wie von einem Schleier bedeckter Blick ließen die Schwere des inneren Kampfes erraten.

Eines Morgens, schon jenseits des Baikalsees, erwachten wir und sahen, daß wir in einer großen Station auf dem Nebengleise standen. Wir machten wie gewöhnlich Toilette beim Maschinenhaus, wuschen uns im armdicken Strahl des eiskalten Wassers, zündeten uns dann Zigaretten an und gingen zwischen den Schienen spazieren bis in die Nähe des Bahnsteigs. Dort gab es vielerlei zu sehen: Russen, Chinesen, Koreaner, Burjaten und vor allem Russinnen, die wie farbenprächtige, seltene Vögel auf und ab gingen. Von all diesen Herrlichkeiten trennte uns nur ein niedriges Gitter. Dort standen wir wie Barbaren, die zum erstenmal verfeinerten Luxus bestaunen, und glotzten mit beschämender Aufrichtigkeit auf die schönen Dinge einer Welt, die uns fern erschien wie ein versunkenes Paradies.

Ganz vorn am Gitter stand Mucki und starrte mit seltsam wilden Augen hinüber. Seine Lippen waren zusammengepreßt, und die Nasenflügel bebten leise. Die Mädchen gingen auf und ab, plauderten und lachten, dann blieben sie in unserer Nähe stehen. Eine von ihnen fiel uns durch ihre eigenartige Schönheit auf, ein kräftiges, schlankes Mädchen mit prächtigem Haar, ein wenig breitem Gesicht und mongolisch geschlitzten Augen, großem, rotem Mund und starken, gesunden Zähnen. Sie deutete ohne Scheu auf Mucki, der ihr offenbar gefiel, und sprach etwas zu ihren Gefährtinnen. Alle lachten und sahen ihn an. Und sie nickte ihm zu.

In diesem Augenblicke hörten wir von unserem Zuge her Rufen und Geschrei. Unsere Soldaten drängten zur Abfahrt. Wir eilten zurück. Aber Mucki stand noch immer regungslos und sah hinüber. Die Gruppe der Mädchen hatte sich schon entfernt. Die Ecke des Bahnsteigs war fast menschenleer.

Da wandte sich die Russin noch einmal um und winkte ihm zu. Als sie ihn allein noch immer da stehen sah, wie einen Bettler, lächelte sie und ging mit entschlossenen Schritten auf ihn zu. Mucki schwang sich mit einem Satz über das Gitter und blieb vor ihr stehen. Sie lachte und sprach etwas zu ihm. Aber Mucki verstand kein Wort und sah sie nur immerfort an. Da näherte sich ihm ihr Gesicht, ihre Augen glänzten, und rasch und leise flüsterte sie ihm halb ernst, halb lachend alle die weichen, schmeichlerischen Kosenamen zu, an denen die russische Sprache so reich ist. Mucki verstand noch immer nicht. Da stampfte sie scheinbar ärgerlich mit dem Fuß, schüttelte den Kopf, und mit einer raschen, plötzlichen Bewegung küßte sie ihn auf den Mund. Dann wandte sie sich um und ging, ohne sich umzublicken. Ein kleiner, grauer Handschuh war ihr, ohne daß sie es merkte, entglitten und lag dort, wo sie gestanden hatte. Mucki hob ihn blitzschnell auf und lief zum Zuge, dessen Pfeifensignal schon ungeduldig ertönte. Im Wagen warf er sich auf seinen Platz und schien zu schlafen.

Von nun an schien die Außenwelt ihren Wert für ihn verloren zu haben. Was immer vom Ausguck gemeldet wurde, er rührte sich nicht von seinem Platze. Man sah ihn nur hie und da mit ernster Miene in seinem Rucksack kramen und anscheinend angestrengt über etwas nachdenken. Einmal des Nachts, als alles schlief, stieg er leise von seiner Schlafstelle herab. Beim Ofen saßen, von der Glut rötlich bestrahlt, die beiden Russen mit ihren riesigen Gewehren, öffneten schlaftrunken die Augen und schlossen sie wieder. Mucki schob leise die Tür ein wenig zurück und atmete in tiefen Zügen die kühle Nachtluft wie reines Quellwasser. Lange starrte er in die Dunkelheit nach der Richtung hin, aus der der Zug rastlos gegen Osten enteilte, dann schloß er die Tür wieder und kehrte auf seinen Platz zurück. Er tat dies fast jede Nacht.

So vergingen einige Tage. Wir kamen an die Grenze der Mandschurei. Hier zeigte sich unter unserer Wachmannschaft frohe Erregung. Denn die Strecke lief nun ein bis zwei Tage auf chinesischem Staatsgebiet, wo das Alkoholverbot nicht galt. Hier konnte man sich für lange Entbehrungen schadlos halten. Abends fuhren wir durch die öde Steppe. Beim flackernden Schein einer Kerze saßen um den Ofen vier russische Soldaten, unsere beiden mit zwei Gästen vom Nachbarwaggon. Sie spielten Karten und tranken aus den sonderbarsten Gefäßen den abscheulichen Fusel, den ihnen die Chinesen verkauft hatten. Auch Mucki saß bei ihnen. Sie waren ihm sehr gewogen, denn er hatte ihnen eine volle Blechkanne Schnaps gestiftet. Je mehr sie tranken, desto zärtlicher wurden sie, umarmten und küßten ihn brüderlich. Er nahm alles mit dem gleichen schüchternen Lächeln hin. Manchmal trat er zur Tür, öffnete einen kleinen Spalt und blickte hinaus. Dann kam er wieder zurück und setzte sich nieder. Schnapsdunst und Tabakrauch erfüllten den Raum wie eine dichte Wolke. So zechten sie die ganze Nacht, bis leichtes Frührot dämmerte.

Schwer atmend erhob sich Mucki und öffnete die Türspalte. Kühl und frisch drang die Morgenluft herein. Draußen lag die dunkle Steppe in grauer Dämmerung. Im fetten Gras, zweihundert Schritte entfernt, weidete einsam ein schwarzes Pferd, und ringsum schlief noch die unendliche Ebene, weit wie das Meer. Da mit einem Ruck schob Mucki die Tür zurück und schwang sich blitzschnell hinaus. Er fiel auf dem Bahndamm zu Boden, sprang wieder auf und lief querfeldein auf das Pferd zu. Die Russen hatten seinen Absprung gar nicht beachtet. Und als sie einige Augenblicke später merkten, daß er fehlte, hielten sie die Sache anfangs für einen Scherz. Doch dann erblickten sie das Pferd und sahen den rasenden Lauf des Flüchtlings. Jetzt begriffen sie und gerieten in schäumende Wut über die Hinterlist des fremden Offiziers, der ihr Vertrauen mißbraucht hatte.

Geschrei, Pfiffe, Verwirrung. Die Bremsen kreischten. Der Zug hielt. Aus allen Waggons sprangen Soldaten und setzten, die Gewehre schwingend, schwerfällig dem Fliehenden nach. Sie hätten ihn nicht eingeholt. Das Pferd war nicht mehr weit. Aber die Wiese wurde sumpfig, er blieb stecken, kämpfte mit verzweifelter Anstrengung um jeden Schritt und kam doch nur langsam vorwärts. Die Verfolger teilten sich, umgingen die sumpfige Stelle und hatten ihn bald überholt.

Sie umringten ihn, und wir sahen nur noch die Gruppe der eng zusammen gedrängten Soldaten, über deren Köpfen die schweren Gewehrkolben auf und nieder flogen. Das Pferd war mit einigen Sprüngen seitwärts galoppiert und graste ruhig weiter.

Dann löste sich die Gruppe langsam auf. Als sie näher kamen, erkannten wir erst, daß die letzten zwei einen Körper auf der Erde nachschleppten. Sie hielten ihn bei den Füßen und der Kopf schleifte über den Boden hin. Dann stiegen sie den Bahndamm empor und warfen ihn auf die Schwellen. Nach einer Flut von Beschimpfungen gegen uns verrauchte ihr trunkener Zorn, und sie stiegen ein. Wir hoben den Toten in den Waggon und bedeckten ihn mit einem Mantel.

Durch die fest zusammen gepreßten Finger der linken Hand sah ein graues Stück Stoff hervor. Zu unserem Staunen erwies es sich als ein kleiner, grauer Damenhandschuh. Wir hielten es für richtig, ihn nicht fortzunehmen, und so teilte er das Schicksal dieser Hand, die ihn noch kalt und starr umschloß, als wir in Charbin die Leiche den russischen Behörden übergaben.

Käppen Bullermanns Schaltjahr.

Skizze von Ernst Römer.

„Ja, meine Herren — Abenteuer; Abenteuer: was soll man darunter verstehen? Ich muß Ihnen sagen, daß wir Seeleute dieses Wort in unserem Sprachschatz nicht vorrätig haben. Fragen Sie mich bitte nicht nach Abenteuern...

Gewiß, es kann einem auf See jeden Tag etwas passieren, was außer der Reihe ist. Wenn Sie heute einen Dampfer an der chinesischen Küste fahren, mit hundert chinesischen Kulis an Bord, und da kommen plötzlich zwanzig von den Kerls auf die Brücke gestürmt und zwanzig in den Maschinenraum und halten Ihnen den Schießprügel vor die Nase und fordern Sie höflich grinsend auf, das Schiff in die Bias-Bai zu bringen, damit es dort in Ruhe ausgeplündert werden kann — so mögen Sie das meinethalben ein Abenteuer nennen. Unsereinem liegt aber wenig daran, solche Abenteuer mitzumachen.

Nein, mir fällt da aber ein anderes Erlebnis ein, das sich nebenbei an meinem ganz richtigen Geburtstage ereignete. Ich bin nämlich am 29. Februar geboren; in einem Schaltjahre also... Zum Wohle, Herr Geheimrat!...

Ja, es war genau vor dreißig Jahren. An einem Sonntagabend. Ich fuhr damals als Erster Offizier auf einer großen Viermastbark von Bremen. H. R. Hellbrink hieß sie. Wir hatten nach dem üblichen Durcheinander von umlaufenden Winden und Regenschauern die Nase eben in den jungen Nordostpassat gesteckt und segelten nun sinnig nach Süden.

Ruhiger, klarer Abend, oben lief die Milchstraße über den Himmel, es war alles in Ordnung. Ich hatte die Abendwache von acht bis zwölf, war mit dem Schiff, seinen sechsundzwanzig Segeln und meinen Gedanken allein.

Hast wieder ein Jahr mehr auf dem Buckel... Was bedeutet das aber dem Atlantik, wie? Der atmet wie am Ersten Tag. Ich gehe unter den ewigen Sternen auf und ab. Was ist ihnen schon ein Jahr... Am Lande würde jetzt vielleicht ein anderer sein Schaumglas an die Wand pfeffern, denke ich, doch damit hebt er die alte Erde um keinen Zoll aus ihrem Gehäuse. Dieses Schiff hier findet Meile um Meile seinen Weg nach Süden, in zwei Monaten werden wir bei Kap Horn sein, und in drei Monaten liegen wir in Valparaiso; wenn alles gut geht.

Na, was man eben so auf seiner Wache denkt. Dann ruft der Ausgucksmann von vorn: „Da is was voraus!"

Ich nehme mein Doppelglas und gehe nach vorn auf die Back. Frage den Mann: „Was heißt das — „was" voraus? Ein fliegender Omnibus etwa, oder ein Rumfaß auf Rädern?"

„Weiß auch nich", brummte der Matrose, „wie'n richtiges Schiff sieht's nich aus."

Nun, er hat ganz recht: was ich da durch mein Glas erkennen kann, sieht wirklich nicht wie ein seemännisch betriebenes Fahrzeug aus. An den drei Masten hängt und baumelt es trostlos herum. Da ist kein Trimm in den Segeln. Wie vergessene Vogelscheuchen heben sich die kahlen Stengen gegen das Blauschwarz des nächtlichen Himmels ab. Keine Seitenlichter brennen. Man hätte an den Fliegenden Holländer denken können.

Aber das da vorn fliegt nicht, den Deuwel auch. Es torkelt. Ja. So sieht es aus. Torkelt ohne Winddruck in dem leichten Seegang, genau vor meinem Bug. Blind und stumm. Bald luvt es hart an, als wolle man da nach Afrika hinüber, bald fällt es ganz ab und deutet mit der Nase nach Mexiko.

Was ist los mit ihm? überlege ich. Kommt der Schoner von Rio, mit Fieber an Bord, alle Mann krank? Hat die Besatzung das Schiff verlassen? War Meuterei an Bord?

Kurz, ich wecke den Kapitän und zeige ihm das Verkehrshindernis. Es ist schönes, handiges Wetter wie gesagt, da entschließt sich der Alte, backzubrassen, und schickt mich mit dem Boot hinüber.

Wir winken mit der Laterne, preien ihn an: Ship ahoi! Kein Laut. Ich bringe das Boot längsseit und springe in die Großrüsten, klettere an Bord. Der Bootsmann hinterher.

Ist ein merkwürdiges Gefühl, auf einmal fremde Decksplanken unter den Füßen zu haben. Ich komme mir wie Störtebecker vor. Es grenzt an Hausfriedensbruch. Doch der Frieden dieses Hauses ist beim besten Willen nicht zu brechen, wie ich bald gewahr werde...

Die hölzernen Masten knarren beim Überholen des Schiffes, der ganze Kahn ächzt so fremd und schauerlich. Und keine menschliche Seele zu entdecken. Das Steuerrad schlägt seine Kreise, wie von Geisterhänden bewegt. Bis wir —

Bis wir in die Kajüte gelangen. Da ist es weniger geisterhaft. Da wird es körperlich. Da liegen die biederen Seelen. Zu zweien, zu dreien. In den Ecken, unter dem Kajütstisch. O du Großbramsegel — da liegt die ganze Besatzung...

Mein Bootsmann zieht die Luft durch die Nüstern, schraubt die düster brennende Lampe höher, sucht und findet: einen allmächtigen Teekessel. Er steckt die Nase hinein, nickt mir zu: „Da war guter Punsch drin, Steuermann. Junge, Junge, wat'n deftigen Sonntagspunsch!"

Auch ich nehme einen Rundblick, auch ich suche und finde: Auf der Sofabank aus rotem Plüsch liegt ein gewaltig großer Mann mit stattlichem Vollbart. Im Dornröschenschlaf; jawohl. Mein seemännischer Instinkt heißt mich diesen Mann sanft bei der Schulter rütteln. Erst sanft, dann weniger sanft: „Hallo, Skipper! Zeit zum Aufstehn! Ihre Seitenlampen brennen ja nicht!"

Aber mein Skipper bläst nur ein wenig die bärtigen Wangen auf, bettet sein unschuldiges Haupt auf die andere Seite und lallt in einem rührend kindlichen Englisch: „Gut... gut... Ich bleib' hier zu Anker liegen bis Montag..."

Da verlassen wir still das von Geisterhänden verankerte Schiff — es hat nur dreitausend Meter Wasser unter seinem Kiel — und empfehlen es der Obhut der himmlischen Mächte.

...Sehr zum Wohl, meine Herren: es lebe die Freiheit der Meere!" Die Gäste ergriffen ihre Gläser und taten lachend Bescheid. Nur der alte Geheimrat blieb nachdenklich und sagte schließlich: „Sollten Sie sich da nicht im Jahr geirrt haben, Herr Kapitän? Mein Ältester ist nämlich am 28. Februar jenes Jahres geboren worden. Und ich weiß bestimmt: Das war kein Schaltjahr."

Doch Käppen Bullermann antwortete mit unerschütterlicher Ruhe: „Tja, Herr Geheimrat, dann gibt es nur zweierlei: entweder hat sich da der Kalendermacher geirrt, oder das andere Schiff gehörte der Reederei Münchhausen & Co."



Bunte Chronik



* **Krokodiljagd auf Madagaskar.** Die schlimmste Plage, welche die Insel Madagaskar aufzuweisen hat, sind die Krokodile, welche in den zahlreichen Flüssen und Seen in enormer Zahl vorkommen und dem Rindviehbestande außerordentlichen Schaden zufügen. Das Krokodil liebt Rindfleisch über alles und lauert den Tieren vor allem auf, wenn diese an die Trankstelle kommen. Sie packen dann das Rind am Maul und ziehen es unter Wasser, wo es zerrissen wird. Über 20 000 Rinder gehen jährlich auf diese Weise zugrunde, und es ist daher verständlich, daß die Madagassen den Sauriern den rücksichtslosesten Krieg erklärt haben. Zu den verwegensten Krokodiljägern gehört der Stamm der Sakalaven, welche sich nicht scheuen, die Krokodile in ihrem eigenen Element mit Lanze und Beil anzugreifen. In welchem Ausmaße diese Krokodilsjagd betrieben wird, geht daraus hervor, daß, wie ein bekannter Sportsmann, Herr de Boer, berichtet, im Laufe von zwei Jahren nicht weniger als 20 000 Krokodile von den Sakalavanen zur Strecke gebracht wurden. Herr de Boer hat zwei Jahre bei diesem Stamm auf Madagaskar zugebracht und die Krokodiljäger bei ihren Jagdzügen begleitet. Verwendbar ist von den madagassischen Krokodilen vor allem die Haut des Bauches, welche eingesalzen wird, um dann, in Fässer verpackt, nach Frankreich verfrachtet zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.